

# Einleitung

ANNA KATHRIN BLEULER und MANFRED KERN

## 1 Bienen, Riesen und Zwerge

Es sind zwei Gleichnisse, die für das Traditionsbewusstsein und die damit verbundene Poetologie der mittelalterlichen Literaturen von epochaler Signifikanz sind, ja mehr noch: Von ihrem programmatischen Geltungswert her scheinen sie den Begriff der Epoche geradezu exemplarisch zu rechtfertigen, so sehr dieser und das mit ihm verbundene teleologische Geschichtsverständnis auch zu hinterfragen ist.<sup>1</sup> Gemeint sind das Bienengleichnis und das Gleichnis von den Zwergen, die auf den Schultern von Riesen sitzen. Wie die fleißigen Bienen, so lautet das eine, würden die ‚nachgeborenen‘ Autoren, seien sie Dichter, seien sie Philosophen, aus den Blüten der literarischen und philosophischen Autoritäten das Beste sammeln. Der Honig dieser Blütenlese wäre die Anthologie oder das Florilegium und jedes rezeptive, traditionsbasierte Werk im Grunde eine oder ein solches. Wir, die Nachgeborenen der großen Autoritäten, so das andere Gleichnis, sitzen wie Zwerge auf den Schultern von Riesen, können daher weiter blicken als diese, aber nicht aufgrund unseres eigenen Vermögens, sondern weil wir von ihrer Größe emporgehoben sind.

Das Bienengleichnis<sup>2</sup> geht auf Seneca zurück und zeigt, dass sich schon die Literaten der römischen Antike in einem epigonalen Verhältnis zur griechischen Dichtungs- und Gelehrtenkultur gesehen und den imitatorischen Bezug für ihr Selbstverständnis als geradezu konstitutiv erachtet haben.<sup>3</sup> Von dieser Perspektive her erweist sich die abendländische Kultur, die wir heute die mittelalterliche nennen, aus ihrer Eigensicht einmal mehr als bruchlose Fortführung der römisch-antiken Tradition. Das Mittelalter selbst kennt keine Grenze zwischen sich und der Antike und sieht sich mit dieser in einem einheitlichen Zeitalter über jene

<sup>1</sup> Vgl. hierzu aus einer interdisziplinären Perspektive die Beiträge in *Kontinuitäten, Umbrüche, Zäsuren. Die Konstruktion von Epochen in Mittelalter und früher Neuzeit in interdisziplinärer Sichtung*, hg. von Thomas Kühtreiber und Gabriele Schichta, Heidelberg 2016 (*Interdisziplinäre Beiträge zu Mittelalter und Früher Neuzeit* 6).

<sup>2</sup> Jürgen von Stackelberg: *Das Bienengleichnis. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Imitatio*, in: *Romanische Forschungen* 68 (1956), S. 271–293; Peter K. Kapitza: *Dichtung als Bienenwerk. Traditionelle Bildlichkeit in der Imitatio-Lehre*, in: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft. Jahrgang* 9 (1974), S. 79–101.

<sup>3</sup> Vgl. Nicola Kaminski: Art. *Imitatio*, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 4, hg. von Gert Ueding, Tübingen 1998, S. 235–268.

Schwelle hinweg verbunden, an der die neuzeitliche Epochenrechnung das Ende der Antike und die entscheidende Wende eben ins Mittelalter erkennen will. Die Neuzeit, namentlich die Renaissance, tut dies bekanntlich in der Absicht, nun ihrerseits das Ruder der Zeitläufte herumzureißen und in sich die Antike neu aufleben zu lassen – um den Preis eines mittelalterlichen Bienen- und Zwergensterbens, das bis zur Romantik wenig bedauert und beklagt wird, wie man launig sagen könnte. Einer der Gründerväter der Renaissance, Francesco Petrarca, zeichnet für diese, hier ein wenig plakativ nachgezeichnete Epochenwahrnehmung wesentlich verantwortlich. Der Rekurs auf das Bienengleichnis bei Petrarca zeigt, dass der Bruch gerade mit Hilfe von Topoi inszeniert wird, die paradoxerweise über ihn hinweg verwendet werden und also Kontinuität signalisieren.<sup>4</sup>

Das Gleichnis von den Zwergen auf den Schultern der Riesen scheint hingegen genuin mittelalterlich zu sein. Dem Zeugnis im *Metalogicon* (III.4) des Johannes von Salesbury nach soll es Bernhard von Chartres geprägt haben. Mehr noch als das Bienengleichnis ist es von einer unterschwellig, vielleicht unfreiwilligen Ironie geprägt, wenn nicht gar – das Wort drängt sich förmlich auf – getragen, wozu Bescheidenheitskundgaben ja generell zu neigen scheinen. Ob verdient oder nicht, die Zwerge haben jedenfalls den besseren Ausblick als die Riesen, und dies bringt jene Tendenz ins Spiel, die mit *imitatio* prinzipiell verschwistert erscheint, nämlich die *aemulatio*, das Wetteifern, das Sich-Messen, der Versuch, das Vorbild zu übertreffen.<sup>5</sup> Unter diesem agonalen Aspekt wäre es durchaus denkbar, dass eine gewisse assoziative Nähe zwischen dem Gleichnis von Riesen und Zwergen und dem David-Goliath-Mythos bestehen könnte, wenngleich David natürlich nur im Vergleich zu Goliath und nicht grundsätzlich ein Zwerg ist. Doch auch Bernhard von Chartres wird sich nicht grundsätzlich, sondern eben auch und nur im Vergleich zu – beispielsweise – Augustinus als Zwerg angesehen haben.

Wie auch immer dem sei, für das, worum es in diesem Buch geht, macht es durchaus Sinn, im Gedankenexperiment die Zwerge und Riesen mit David und Goliath in Verbindung zu sehen. Die Assoziation zeigt, dass dem Gleichnis nicht nur eine gewisse Ironie, sondern gar ein gewisser polemischer Zug eignen könnte. Nicht viel anders ist es bei näherer Betrachtung mit den Bienen: Denn das Publikum will ja nicht in den Genuss der Blüten, sondern des Honigs kommen. Die Autoritäten liefern nur den Rohstoff, die bienengleichen Epigonen aber das genießbare Produkt. In diesem Sinn ist es dem vorliegenden Buch daran gelegen, Kontinuität, *imitatio* und *aemulatio* als zentrale Charakteristika mittel-

<sup>4</sup> Sh. hierzu den Beitrag von Peter Kuon in diesem Band, S. 191f.

<sup>5</sup> Zu Begriff und historischen Konzepten von *aemulatio* vgl. Barbara Bauer: Art. *Aemulatio*, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 1, hg. von Gert Ueding, Tübingen 1992, Sp. 141–187. Zum Riesen-Zwergen-Gleichnis im mittelalterlichen *auctoritas*-Diskurs sh. den Beitrag von Danièle James-Raoul in diesem Band, S. 106f.

alterlicher Literarizität, vor allem mittelalterlicher Dichtung neu zu überdenken und in Bezug auf exemplarische neuralgische, generische und chronologische Schwellen, Texte und Autoren zu diskutieren. Wir gehen dabei nicht nur von der Kontinuität und vom Traditionsbewusstsein der Epoche aus, sondern von dem Phänomen, dass die Geschichte der Literaturen des Mittelalters zugleich eine Geschichte der Genese darstellt, der Entstehung neuer poetischer Schreibsprachen und Schreibweisen, literarischer Genres und damit eben einer neuen Literarizität insgesamt, zumal in den Volkssprachen.

Bei allem Sinn für Kontinuität und Tradition wäre das Mittelalter also auch als eine Epoche der Innovation und des Innovationsbewusstseins zu verstehen, wobei das Neue gerade in seiner Referenz auf das Überkommene seine Konturen entwirft. Dabei stellt sich die Frage nach den Phänomenen, den Strategien, der Poetik, aber auch nach den historischen Naht- und Bruchstellen sowie nach den sozialen Kontexten und nach der kulturellen Relevanz und Wirkung, die die Etablierung neuer literarischer Genres und Institutionen, dichtender Individuen und eines neuen Publikums, an das sich diese wenden, ermöglichen und begleiten. Wir gehen dabei von der These aus, dass Etablierung immer eine agonale bis polemische Dimension hat und interessieren uns dafür, wie sich Agonalität und Polemik in diesem Zusammenhang historisch profilieren lassen.

Der Band nimmt damit gegenüber herkömmlichen literaturgeschichtlichen Darstellungen einen Perspektivenwechsel vor, indem er das literarische Feld nicht von seiner Muster-, Schema- und Traditionsbezogenheit aus zu beschreiben sucht – was bisweilen zu reduktionistischen, starren Phasen-, Gattungs- und Genreinteilungen geführt hat –,<sup>6</sup> sondern ausgehend von seinen agonalen Relationen, von Friktionsmomenten im poetischen System, nach deren produktiver, ‚generativer‘ Kraft fragt. Historisch-poetologische Differenzen zu Antike oder Moderne sollen dabei keinesfalls getilgt werden;<sup>7</sup> vielmehr geht es darum, die spezifischen Bedingungen zu fassen, die Kultur und Praxis des poetischen Widerstreits in imitatorisch-ämulatorischen Literaturen des Mittelalters ausmachen.

Themen und Beiträge dieses Bandes sollen im Folgenden vorgestellt und zumindest in Ansätzen systematisiert werden. Um vorab Zentrales zu nennen: Untersucht werden Texte und Texttraditionen der romanischen, mittelhochdeutschen und mittlenglischen Literaturen; die lateinische Literatur kommt unter anderem im Interferenzbereich von Bibeldichtung und Bibelübersetzung sowie für die historische poetische Theorie in den Blick. Zeitliche Schwerpunkte liegen zum einen für die altfranzösische und mittelhochdeutsche Literatur im

<sup>6</sup> Vgl. hierzu insbesondere die Beiträge von Anna Kathrin Bleuler und Peter Kuon im vorliegenden Band.

<sup>7</sup> Zu den frühneuzeitlichen Kulturen der *imitatio* und *aemulatio* vgl. etwa *Aemulatio. Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450–1620)*, hg. von Jan-Dirk Müller, Ulrich Pfisterer, Anna Kathrin Bleuler und Fabian Jonietz, Berlin/New York 2011 (*Pluralisierung & Autorität* 27).

Hochmittelalter, genauer: an der Wende des 12. zum 13. Jahrhundert, für die italienische Literatur in der neuralgischen Übergangszeit des 14. Jahrhunderts, in die auch Chaucer fällt.

Gefragt wird nach Formen des poetischen Widerstreits zwischen und innerhalb von neuen literarischen Registern in bestimmten, eben neuralgischen literaturgeschichtlichen Phasen (Friede, Bleuler, Klein), die zugleich natürlich immer politisch wie kulturell prekäre Zeitfelder darstellen. Es geht um die Etablierung eines im eigentlichen Wortsinn literarischen Bewusstseins, das sich in der Distanznahme zu mündlicher und populärer Dichtungspraxis (Burrichter, Oriol) oder in einer elitären Selbstpositionierung, namentlich bei Petrarca (Kuon, Malzacher) äußern kann; umgekehrt geht es auch um – gespielte? – Polemik gegen gelehrtes Literatentum und poetisches Schriftbewusstsein, wie etwa bei Wolfram (Kern). Analysiert werden Phänomene und Tendenzen des Widerstreits von Diskursen, des geistlichen und des weltlichen (Hammer, Kössinger), des lyrischen und des epischen, aber auch von Schreibweisen und Gattungen (Schneider), dies nicht zuletzt innerhalb des Œuvres eines Autors (Schaefer, Wolfzettel), womit der signifikante Topos der *revocatio* ins Spiel kommt, der nichts anderes als Auto-Polemik formuliert und in dieser Geste der Verwerfung das eigene Werk paradoxerweise erst zu einem Gesamtwerk bündelt und in seiner Bedeutsamkeit autorisiert (denn gegen etwas, das ohne Belang ist, muss man nicht polemisieren). Im Fokus stehen neben scheinbar Randständigem vor allem kanonische Texte und Autoren, die in weiterer Folge nicht zuletzt in der Wissenschaft epochale Geltung bekommen haben – wie Chrétien de Troyes, Wolfram von Eschenbach, Dante Alighieri, Francesco Petrarca, Giovanni Boccaccio und Geoffrey Chaucer.

Herausgearbeitet werden Strategien der Etablierung und der Polemik im Zusammenhang mit Namensnennungen – dies auch im Kontext der Kanonbildung im Genre der Poetik (James-Raoul) –, das Erscheinen und der Auftritt starker poetischer Subjekte sowie Formen des Widerstreits auf der Ebene der Sujets und des Erzählens selbst. Untersucht wird ferner die Kommunikation der Texte über ihre Figuren: In der Darstellung von Konflikten zwischen Figuren wird der Widerstreit kultureller Prinzipien und Praxen nicht einfach verhandelt – wie man gerne sagt –, sondern vielmehr ausagiert und ausgetragen (Terrahe), was den polemisch-agonalen Aspekt der von uns gewählten Perspektive verdeutlicht. Auf einer Meta-Ebene geht es schließlich um polemische Konstellationen in der Wissenschaft, namentlich am Schnittpunkt zwischen französischer und deutscher Literatur in der romanistischen und germanistischen Philologie (Raumann).

Da sich die Beiträge in zahlreichen thematischen, methodischen und theoretischen Aspekten überschneiden und vielfach treffen, zudem auch nicht immer einen bestimmten Zeitraum in den Blick nehmen und immer wieder komparatistisch ansetzen, haben wir auf eine thematische oder chronologische Gruppierung verzichtet.

## 2 Etablierung, Agonalität und Polemik

Es ist eine generelle Prämisse dieses Bandes, dass auch in prinzipiell traditional-imitatorischen Textkulturen wie den mittelalterlichen innovatorische kreative Intentionen und Dynamiken der Kunstproduktion wirksam sind und sich ein Bewusstsein davon – sofern es nicht immer schon besteht – ausbildet und entsprechend explizit formuliert wird. Die Strategien, unter denen dies geschieht, gilt es herauszufinden, wobei in ihnen zugleich das Rezeptionsästhetische Potenzial von Etablierungsprozessen zu fassen ist. Diese folgen – so eine weitere Grundannahme – keinen linearen ‚Gesetzen‘ der literaturgeschichtlichen Entwicklung, sondern können kontingent und emergent sein, mithin in einer nicht weiter kausalisierbaren Eigenheit historischer Autorpersönlichkeiten bestehen. Dies ist zugegebenermaßen ein heikler Punkt, weil er die Argumentation in die Nähe von Legitimierungsmustern führt, die – wie die Genieästhetik beispielhaft vorführt – jenseits argumentativer Standards und rationaler Überprüfbarkeit zum Stehen kommen. Die Beiträge wollen sich folgerichtig nie auf dergleichen Positionen zurückziehen; es sei an dieser Stelle aber auf diese theoretisch-methodische ‚Grenze‘ des Problemfeldes, um das es uns geht, hingewiesen.

Poetische Etablierung ist in traditionellen Textkulturen wie gesagt von einem gespannten Verhältnis zur Tradition getragen. Diese Spannung gründet abstrakt gesagt darauf, dass die Autorität der Tradition zugleich anerkannt und egalisiert sein will, da die je neue Dichtung ja die Ambition haben muss, zwar neuer, aber zugleich auch integrativer Bestandteil dieser verbindlichen Tradition zu werden. Wir wollen diese Spannung im Begriff der Agonalität fassen, die diachron wie synchron besteht und sowohl gegenüber Vorgängern als auch gegenüber Konkurrenten polemische Züge annehmen kann. Polemik wiederum verstehen wir dabei nicht als Gattungsbegriff, sondern als eine literarisch-poetische Verfahrensweise bzw. eine Methode der intertextuellen Auseinandersetzung. Der Begriff dient uns als bewusst pointierende, heuristische Kategorie, mit der auf unterschiedlichen Ebenen von Text und Kontext angesiedelte Formen und Schauplätze der Agonalität identifiziert und in Beziehung zueinander gesetzt werden können. Wir gehen dabei von einer weiten Begriffsdefinition aus, wie sie sich in der Forschung mittlerweile etabliert hat.<sup>8</sup> Ihr zufolge stellt Polemik einen

<sup>8</sup> Das Wort Polemik ist im Deutschen erst seit Anfang des 18. Jh.s als abgeleitete Lehnübersetzung des französischen Adjektivs „polémique“ bzw. dessen gleichlautender Substantivierung bezeugt, zur Begriffsgeschichte vgl. Hermann Stauffer: Art. *Polemik*, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 6, hg. von Gert Ueding, Tübingen 2003, Sp. 1403–1415. Während das *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* unter ‚Polemik‘ tendenziell (ab)wertend „[a]ggressiv formulierte Texte oder Textteile“ versteht, „die Bestandteil eines meist personalisierten Streits sind“ (vgl. Sigurd Paul Scheichl: Art. *Polemik*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, hg. von Jan-Dirk Müller, Berlin/New York 2003, S. 117), wird das Lemma im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* mit Blick auf

Kommunikationsmodus dar, der auf Gegnerschaft, Kritik, Streit und Herabsetzung zielt; das heißt, es ist ein Kommunikationsmodus, bei dem es nicht darum geht, Konsens zwischen den Konfliktparteien herzustellen oder eine Lösung zu finden, sondern darum, den Gegner zu degradieren und auf diese Weise Macht über ihn zu demonstrieren. Diese weite Definition haben wir in den Diskussionen der Vorträge zu spezifizieren gesucht; dabei haben sich einige basale, nicht zuletzt historisch spezifische Merkmale herauskristallisiert, die den Beiträgen des Bandes zugrunde liegen:

- Eine wichtige Funktion kommt der Kategorie der Dritten zu.<sup>9</sup> Adressat von Polemik ist nämlich nicht primär bzw. zumeist nicht der/die Denunzierte selbst, sondern es sind Dritte, auf die die Polemik eine bestimmte Wirkung haben soll: Die Rezipienten sollen unterhalten werden, man will ihnen die eigene Überlegenheit gegenüber dem Gegner demonstrieren, Denkprozesse sollen angestoßen werden. Rhetorische und performative Mittel spielen dabei eine wichtige Rolle. In diesem Zusammenhang wurde zum einen auch festgestellt, dass Polemik häufig (wenn auch z. T. idealiter) an den Prozess

die nachreformatorische Theologie überraschend wertfrei bzw. deskriptiv historisierend als „Auseinandersetzung mit abweichenden Glaubensauffassungen“ definiert (vgl. Dirk Kemper: Art. *Polemik*. 1. Theologie, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Basel 1989, S. 1030), im strengeren Sinne philosophisch normativ mit Kant aber als „Funktion im Kampf gegen den dogmatisch verneinenden Gegner [der reinen Vernunft]“ (Hans Saner: Art. *Polemik*. 2. Philosophie, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Basel 1989, S. 1031). Die darin zu Tage tretende Heterogenität der Begriffsdefinitionen verweist auf das breite Spektrum der von ihnen bezeichneten Phänomene. Eine weite Definition des Polemik-Begriffs liegt auch den Textsammlungen und Studien zugrunde, die sich mit entsprechenden Phänomenen in der Literatur des Mittelalters beschäftigen, vgl. *Parodie und Polemik in mittelhochdeutscher Dichtung. 123 Texte von Kürenberg bis Frauenlob samt dem ‚Wartburgkrieg‘ nach der Großen Heidelberger Liederhandschrift C*, hg. von Günther Schweikle, Stuttgart 1986 (*Helfant-Texte* 5), ferner *Ironie, Polemik und Provokation*, hg. von Cora Dietl, Christoph Schanze und Friedrich Wolfzettel, Berlin/Boston 2010 (*Schriften der Internationalen Artusgesellschaft, Deutsch-österreichische Sektion* 10), *Parodie und Verkehrung. Formen und Funktionen spielerischer Verfremdung und spöttischer Verzerrung in Texten des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, hg. von Seraina Plotke und Stefan Seeber, Göttingen 2016 (*Encomia Deutsch* 3) und *Das Streitgedicht im Mittelalter*, hg. von Jörg O. Fichte u. a., Stuttgart 2019 (*Relectiones* 2019).

<sup>9</sup> Die Rezipierenden können als Adressaten des Textes ‚Zweite‘, als adressierte Beobachter aber eben auch zugleich ‚Dritte‘ sein und fügen sich gut in die kulturwissenschaftliche Denkfigur, wie sie etwa das Konstanzer Graduiertenkolleg untersucht hat; vgl. auch *Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma*, hg. von Eva Esslinger u. a., Berlin 2010 (*stw* 1971).

einer Gruppenbildung bzw. an die Ausdifferenzierung einer Elite gebunden ist (Friede, Bleuler). Zum anderen zeigte sich, dass diese Dritten ihrerseits zum (indirekten) Ziel polemischer Angriffe werden können: So richtet sich etwa die Spielmannschelte nicht nur gegen die Spielmänner selbst, sondern stellt letztlich auch diejenigen in Frage, die sich diese anhören (Burrichter); Polemiken gegen Dichterkollegen wiederum sind auch Anklagen gegen die behaupteten Geschmacksverirrungen des Publikums (Kern). Insgesamt heißt das, dass Polemik eine Untersuchungskategorie darstellt, mit deren Hilfe der ‚Erst-Erwartungshorizont‘ eines Textes greifbar werden kann. Die Vergemeinschaftung, die Solidarität, die der aktuelle Text von den Dritten einfordert, beruht dabei weniger auf argumentativen Überzeugungsstrategien als auf einer emphatischen, mithin gar nötigenden Appellstruktur, die die adressierten Dritten, die sie zu inkludieren verspricht, zugleich im Falle ihrer Verweigerung mit jener Exklusion bedroht, die für das Zielobjekt der Polemik behauptet wird. Der neue vereinzelt, seinerseits noch exklusive Text außerhalb der Norm tut so, als wäre das, was er propagiert und zu etablieren trachtet, längst zwingender Konsens. In dieser paradoxen Figur scheinen denn auch wesentlich Phänomene und Effekte der Ironie und des Witzes – der hohe Unterhaltungsgrad des Polemischen – zu gründen.

- Der Akzent der Polemik scheint in imitatorischen Textkulturen wie der mittelalterlichen prinzipiell anders gesetzt zu sein: Der Text, der dabei ist sich zu etablieren, versteht sich als jene Zielform, auf die die Tradition immer schon hinausgelaufen wäre. Er präsentiert sich eher als Korrektur, als jenes Bessere, das die Vorgänger immer schon besser gemacht hätten, hätten sie es denn gemacht. Imitatorische Polemik, um es so zu formulieren, verhält sich zum Objekt der Distanzierung tendenziell im Zeichen eines „Ja, aber“ und nicht eines „Nein, sondern“, wie sich vielleicht die Maxime in radikal innovatorischen Kulturen etikettieren ließe. Folgerichtig muss bei der Untersuchung von imitatorischer Polemik und ihren Strategien zwischen unterschiedlichen Modi, Graden und Typen der Polemisierung unterschieden werden; die Übergänge zwischen freundlicher Agonalität und feindseliger Polemik sind dabei so fließend, dass die Kategorien auch oszillieren können, mithin Polemik freundlich und Agonalität feindselig werden kann – nicht zuletzt dann, wenn Ironie ins Spiel kommt.<sup>10</sup>
- Als zentrale Beschreibungskategorie hat sich die Differenzierung nach unterschiedlichen Graden der Explizität bzw. der ‚Latenz‘ von Polemik erwiesen. Neben offenen Markierungen, die sich freilich auch zumeist in Form einer zunächst imitatorischen, namentlichen Berufung auf Vorgänger oder im Modus des Zitats äußern (zur Nennung von Autoren und Autoritäten James-

<sup>10</sup> Dies konstatieren auch Cora Dietl, Christoph Schanze und Friedrich Wolfzettel im Vorwort zum Band *Ironie, Polemik und Provokation* (Anm. 8), S. VII–XVI, hier S. XV.

- Raoul und Kern, zum Figurreizitat u. a. Schneider und Terrahe), gibt es auch die Strategie des verdeckenden Verschweigens, die mithin radikaler sein mag (so am Beispiel Petrarca's Kuon und Malzacher).
- Ferner muss berücksichtigt werden, dass sich ämulatorischer Widerstreit nicht immer einsträngig gegen eine bestimmte Tradition oder die sie verkörpernden Autoritäten richten muss, sondern eine Abgrenzung gegen mehrere Phänomene gleichzeitig stattfinden kann. Zu sehen ist dies beispielsweise bei Otfrid von Weissenburg, der sich sowohl von der antiken heroischen Epik, namentlich von Vergil, Ovid und Lucan, als auch von der lateinischen Bibeldichtung, namentlich von Juvenecus, Prudentius und Arator, distanziert (Hammer). Der imitatorische Charakter der polemischen Distanznahme äußert sich auch hier darin, dass sie zugleich als Berufung auf eine Tradition gelten kann, die das aktuelle Vorhaben, die Etablierung einer fränkischen Bibeldichtung, legitimieren soll.
  - Unter die Begriffe Agonalität und Polemik fallen Phänomene, die sich mit traditionellen, zumal historisch eingeführten Formen der *aemulatio*, etwa mit Parodie und Satire, überschneiden bzw. in Relation zu ihnen stehen. Eine trennscharfe Verwendung der Begriffe mag auf den ersten Blick als wünschenswert erscheinen, ist unserer Ansicht nach aber nicht zielführend. Voraussetzung wäre eine strikte Definition, an die sich die Analyse zu halten hätte. Der Effekt wäre, um es ‚polemisch‘ zu sagen, dass diese dann zwar der Definition, aber nicht den Phänomenen gerecht werden würde. Parodie und Satire als historische Gattungen arbeiten immer schon mit agonalen und polemischen Verfahren; wollte man freundliche Polemik ‚Agonalität‘ und feindliche Agonalität ‚Polemik‘ nennen, würde man ignorieren, dass scheinbar freundliche Berufungen – etwa auf „meinen lieben Monsieur Hartmann“ bei Wolfram – polemischer gemeint sein können als die Metaphorik einer aggressiv-ritterlich attackierenden Erzählung, die sich dann doch dem Herz der Rezipierenden andienen will. Wenn in den Beiträgen die Grenzen zwischen den Begriffen Parodie und Satire, Agonalität und Polemik diffundieren, dann der Phänomene wegen. Wir gebrauchen sie allgemein gesagt im Zeichen einer partiellen Synonymie, die genau darauf zielt, die schwierigen kreativen Schnittbereiche produktiv in den Blick zu nehmen.

### 3 Agonale Felder, thematische Aspekte

Der Programmbereich *Kunstpolemik und Polemikkunst*, in dessen Rahmen die beiden Tagungen, auf die das Buch zurückgeht, veranstaltet wurden, zielte auf die interdisziplinäre Erforschung zweier Themenfelder aus historischer und gegenwärtiger Perspektive: zum einen auf etwa politisch und/oder religiös motivierte Formen der Kunstfeindschaft („Kunstpolemik“), zum anderen auf Polemik als kritisches, aber immer auch produktives Verfahren innerhalb der



Künste („Polemikkunst“).<sup>11</sup> Unsere Beiträge handeln nun mehrheitlich von polemischer Kunst und nur vereinzelt von ‚von außen kommenden‘ polemischen Auseinandersetzungen mit den Künsten. Dieser Umstand ist einerseits durch die Problemstellung bedingt: Die Frage nach den agonalen Implikationen, die Prozesse der poetischen Etablierung immer schon grundieren und konstituieren, lenkt den Blick offenbar stärker auf die Objekt- als auf die Rezeptionsebene. Andererseits ist die dominante literaturimmanente Perspektive auf den weitgehenden Mangel an außerliterarischen Rezeptionszeugnissen zur mittelalterlichen Literatur zurückzuführen.

Am ehesten fassbar wurden Elemente eines außerliterarischen polemischen Diskurses über Kunst in den Beiträgen zur Spielmannschelte (Burrichter) sowie zum *Stilnovismo* (Malzacher). Brigitte Burrichter zeigt in Bezug auf die Spielmannschelte, die in unterschiedlichen altfranzösischen Textsorten des 12. und 13. Jahrhunderts vorkommt, dass sich die Polemik gegen diese Kunstform unweigerlich auch gegen ihre Macher richtet und also ein soziologisches Streitfeld sichtbar macht. So geben die behaupteten Verfehlungen der Spielleute den Verfassern von poetischen, aber auch historiographischen Texten (u. a. *chanson de geste*, volkssprachige Historiographie) den Anlass dafür, ihr Selbstverständnis als Autoren bzw. Bearbeiter und/oder ihre poetologischen Grundlagen darzulegen. Die Spielleute stellen dabei den Gegenentwurf zum selbstbewussten, gebildeten Autor dar, der auch moralisch hohe Ansprüche an sein Werk stellt. Alice Malzacher wiederum zeigt in Bezug auf die *Stilnovismo*-Debatte anhand eines außerpoetischen, gleichwohl literarischen Dokuments, eines Briefs an Giovanni Boccaccio (*Fam.* XXI 15), dass Petrarcas Selbststilisierung und Selbstprofilierung als Autor mit einer expliziten Marginalisierung seines großen Vorbilds Dante einhergeht.

Widerstreit und Polemik in der mittelalterlichen Literatur lassen sich indes – dies zeigen andere Beiträge – sowohl auf einer personalen als auch auf einer systemischen Ebene festmachen, wobei das eine das andere immer inkludieren kann, wenn man bedenkt, dass Traditionen oder Systeme wesentlich durch die Namen von Autoritäten verbürgt werden. Polemische Etablierung auf personaler Ebene kann in Formen der poetischen Selbstbehauptung, die einzelne Autoren praktizieren, zum Ausdruck kommen. Solche Formen der Polemik können auf Ablöse des Vorgängers (diachrone Agonalität) oder Abwehr des/der zeitgenössischen Konkurrenten (synchrone Agonalität) zielen; sie tragen aber in jedem Fall entscheidend zu literarhistorisch und literarästhetisch neuen Entwicklungen und vor allem auch zu einem Bewusstsein um diese bei: zu einer neuen Bedeutung und Qualität der Autorfunktion, die textintrinsische Aspekte genauso betrifft, wie sie auf textexterne literarische Kommunikation schließen

<sup>11</sup> Informationen zum Kooperationsschwerpunkt bietet: <https://w-k.sbg.ac.at>, das Archiv zum Programmbereich „Kunstpolemik-Polemikkunst“ findet sich unter: <https://w-k.sbg.ac.at/de/kunstpolemik-polemikkunst.html> (Stand: 8. 4. 2020).

lässt (*responsio*, Intertextualität, Kontrafaktur, Parodie); zur Ausbildung eines neuen Œuvre-Konzepts sowie zur Ausdifferenzierung und agonalen Neuordnung des literarischen Feldes, was die Etablierung neuer Autoritäten und in deren Verlängerung geänderte Kanonisierungsprozesse angeht.

Um Agonalität in diachroner Ausrichtung geht es im Beitrag von Danièle James-Raoul, die zeigt, wie sich die Regeln für das gute, elegante Schreiben in den mittellateinischen Poetiken des 12. und 13. Jahrhunderts (Matthäus von Vendôme, Geoffrey von Vinsauf, Eberhard der Deutsche, Jean de Garlande) im Spannungsfeld von antiker Tradition und innovativer Modernität ausbilden. Die Auseinandersetzung der mittelalterlichen Autoren mit den antiken Vorbildern steht mithin im Zeichen von deren Überwindung, wobei die neue Literarizität, die sich dabei herauskristallisiert, in unterschiedlichen Praktiken des Schreibens zum Ausdruck kommt, die – ohne es sich anmerken zu lassen – vordringlich auf die Erwartungen des zeitgenössischen Publikums abgestimmt sind.

Um synchron ausgerichtete poetische Agonalität und Etablierung geht es dagegen im Beitrag von Guillaume Oriol, in dem die provenzalische Troubadourlyrik, zumal die ‚streitbaren‘ Gattungen von *tenson* und *partimen*, behandelt werden. Oriol zeigt, wie sich in diesen Texten im Zuge des Wettstreits zwischen den zeitgenössischen Autoren eine hochartifizielle Grammatik der Emotionen herausbildet.

Die in der hochmittelalterlichen volkssprachigen Epik aufkommenden Autorsignaturen (u. a. bei Chrétien de Troyes, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach) nimmt Manfred Kern in den Blick und interpretiert diese als Ausdruck eines sich im poetischen Widerstreit profilierenden und erstarkenden Autorbewusstseins. Den Zusammenhang mit dem Phänomen des poetischen Widerstreits sieht er darin, dass durch die Zeichnung eines Textes mit dem Autornamen eine Signatur gesetzt wird, mit der eine gewisse Abgrenzung gegen das behauptet wird, was dem Text vorangeht, und damit eine Art persönliche Usurpation jener Tradition erfolgt, auf der der Text aufruht. Aus produktionsästhetischer Perspektive wird Sukzession behauptet (das Neue löst das Alte ab) und dem Publikum ein entsprechender Seitenwechsel abverlangt.

Dieses radikale Entweder-Oder der Sukzession stellt sich aus rezeptionsästhetischer Perspektive allerdings bequemerweise als Zunahme von Optionen, als ständig wachsendes Reservoir von legitimen Lektüremöglichkeiten dar, als ein synchrones Konzert von autoritativen Stimmen, die die Rezipierenden keineswegs vor das Dilemma der Ausschließlichkeit stellt, auch wenn auf produktionsästhetischer Seite so getan wird oder getan werden muss. Dies gilt nicht zuletzt für die Fälle der spielerischen bis ernststen Auto-Polemik, wie sie beispielhaft Geoffrey Chaucer mit seinem sonderbaren, selbstparodistischen Novellenfragment *Sir Thopas* innerhalb der *Canterbury Tales* entwirft (hierzu Ursula Schaefer) oder Boccaccios Selbstdistanzierung vom eigenen Werk im *Corbaccio* vorführt (Friedrich Wolfzettel). Für den Rezipienten und ironischerweise auch für Boccaccio als Autor eines Gesamtwerks gilt die *revocatio* keines-

wegs so absolut wie für die textspezifische Autorgestalt, die im, und aber auch nur im *Corbaccio* in seiner selbstpolemischen Pose gefangen bleiben muss, wohingegen sie bei Chaucer die narrative ‚Blockade‘, die die alte, überkommene Form darstellt, in einem neuen Erzählansatz nonchalant überwindet – wobei der Erzähler ironischerweise im Scheitern demonstriert, dass er jenes Genre beherrscht, das er gerade nicht beherrschen will, weil er es längst hinter sich gelassen hat.

Auf systemischer Ebene lassen sich ferner agonale Relationen zwischen poetischen Gattungen und Registern (z. B. agonale Interferenzen zwischen Epik und Lyrik), zwischen den *Matières* und Sujettraditionen, zwischen den Literaturen wahrnehmen und untersuchen. Dass dies nicht nur auf poetologischer Ebene, sondern auch auf der Ebene der Narration selbst geschehen kann, zeigt Tina Terrahe an der Figurendarstellung in der deutschsprachigen Artusdichtung, namentlich am *Iwein* Hartmanns von Aue und am *Parzival* Wolframs von Eschenbach. Über Identitätskonstruktionen und Handlungsformen, die Figuren – nicht zuletzt solche, die textübergreifend vorkommen – in der Erzählung verkörpern, werden poetologische Konzepte in Konkurrenz zueinander gesetzt. Zugleich konkurrieren in den unterschiedlichen Heldentypen (hier Streiter, Denker und ‚Diplomat‘) basale sozio-politische Interaktionsweisen, was wiederum die kulturelle Relevanz und Wirksamkeit des poetologischen Disputs dokumentiert.

Von Interesse ist des Weiteren die agonale Wahrnehmung und polemische Abgrenzung von Vorgängertraditionen, wie sie sich nicht nur an den ‚Spätwerken‘ des höfischen Romans illustrieren ließe, sondern auch an randständigeren Texten wie dem anonym überlieferten *Weinschwelg* (zweite Hälfte 13. Jh.), der in der Forschung als literaturgeschichtlich „schwierig einzuordnende[s] Unika[t]“<sup>12</sup> gilt. Martin Schneider untersucht diesen Text – der keine Hinweise auf direkte Prätexte enthält – in Hinblick auf Systemreferenzen und gelangt zum Ergebnis, dass darin eine verdeckte parodistisch-polemische Auseinandersetzung mit verschiedenen lateinischen und deutschsprachigen Vorgängertraditionen stattfindet (u. a. Vagantenlyrik, Minnesang, Spruchsang), die eine neue Ich-Konfiguration hervorbringt (Selbsterhöhung des Ichs durch die Hymne auf den Wein) und die im Folgenden auch Nachahmer fand.

Um die agonale Abgrenzung von Vorgängertraditionen im Schwellenbereich von mittelalterlicher und frühneuzeitlich-humanistischer Literatur geht es im Beitrag von Peter Kuon zur Theorie und Praxis der *aemulatio* bei Petrarca und Dante. Kuon geht vom Befund aus, dass der Begriff der *aemulatio* in mittelalterlichen Poetiken zwar nicht vorkommt, dass aber das Prinzip des Wettstreits aus der mittelalterlichen poetischen Praxis nicht wegzudenken ist. Kuon zeigt, dass bei Dante damit in aller Klarheit der Anspruch verbunden ist, die berühmtesten antiken Autoren in technischer und inhaltlicher, mithin auch moralischer

<sup>12</sup> Hans-Joachim Ziegeler: *Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnere-den, Bispeln und Romanen*, München 1985 (MTU 87), S. 36, Anm. 15.

Hinsicht zu übertreffen. Dabei lässt sich nach Kuon zwischen dem ‚noch‘ mittelalterlichen Dante und dem ‚schon‘ humanistischen Petrarca hinsichtlich der Technik der *aemulatio* – dem Umgang mit Modelltexten, der Subtilität des Verbergens und des Aufdeckens – kein grundlegender Unterschied feststellen.

Neben den agonalen Relationen zu Vorgängertraditionen wird eine weitere, in gewisser Weise paradoxe Spielart von Agonalität in den Blick genommen, die ebenfalls auf einer systemischen Ebene anzusiedeln ist und die sich mit dem bereits angesprochenen Begriff der Autopolemik beschreiben lässt, mit dem wir Aussagen in epischen und lyrischen Texten bezeichnen, die sich auf polemische Art und Weise mit ihren eigenen Konstitutionsbedingungen auseinandersetzen. Plakative Belege dafür sind neben den schon genannten Beispielen, die Boccaccio und Chaucer geben, etwa die autopolemischen Gesten des Minnesangs gegen das ‚hohe‘ Minneverhältnis (Klein, Bleuler). Dorothea Klein diskutiert entsprechende Phänomene in Bezug auf Minnelieder, die in der Überlieferung unterschiedlichen Autoren zugeordnet sind. Während die traditionelle Textkritik in solchen Fällen den ‚richtigen‘ Autor zu ermitteln suchte, plädiert Klein dafür, Mehrfachzuschreibungen als möglichen Ausdruck einer poetischen Interaktion zwischen den entsprechenden Autoren zu sehen, was bedeutet, dass der Schauplatz für den poetischen Widerstreit ein und dasselbe Gedicht wäre. Klein diskutiert diese Möglichkeit in Bezug auf zwei Lieder, die jeweils Walther von der Vogelweide und Heinrich von Morungen bzw. Walther und Hartmann von Aue zugeschrieben sind. Sie zeigt, wie die inhaltlichen und formalen Abweichungen zwischen den Liedversionen aus dieser Perspektive als (insofern sie sich auf dem Terrain eines Liedes treffen:) autopolemische Bezugnahmen der Autoren aufeinander lesbar werden, durch die sich der Liedtext inhaltlich und strukturell zunehmend ausdifferenziert.

Neben diesen verschiedenen Typen von Kunstpolemik haben wir unterschiedliche neuralgische Felder in der mittelalterlichen Dichtung ausgemacht, die über polemische Potenziale verfügen. Grundsätzlich zu unterscheiden ist hier zwischen Kunstpolemik, die sich gegen die Kunst selbst richtet (gegen ihre Formen, Inhalte, Akteure und Institutionen) – wie sie in den oben vorgestellten Beiträgen behandelt wird – und solcher, die sich nach ‚außen‘ richtet, indem ihre Zielscheibe u. a. politische, religiöse, soziale Themen, Personen oder Institutionen sind. Zu letzterer gehören die in der mittelalterlichen Literatur zu findenden Bibelpolemiken (Kössinger), aber auch bestimmte Aspekte von Übersetzungs- und Mündlichkeitspolemik (Hammer). Norbert Kössinger stellt in seinem Beitrag das wenig bekannte Genre der deutschsprachigen *Paternoster*-Parodien (14. und 15. Jahrhundert) vor. Er zeigt, dass diese Texte auf allen Ebenen – formal wie inhaltlich – spielerisch-literarisch mit dem lateinischen *Paternoster*-Text umgehen, indem sie ihn formal mehr oder weniger kunstvoll in den Zusammenhang eines volkssprachigen Erzähltextes einbauen (ganze Verse, Versteile, mit/ohne Reim etc.), wodurch sich die Aussagen des *Paternoster* mit dem Inhalt der Erzähltexte verschränken. Die auf diese Weise evozierten semantischen Ambiguitäten pointieren Herausforderungen und Ziele, die mit

dem Beten als religiöser Sprechpraxis verbunden sind, wobei jeweils deutliche polemische Untertöne mitschwingen, die sich u. a. gegen das ‚automatisierte‘ Herunterleiern des Gebetstextes oder gegen Ablenkungen vom andächtigen Sprechen des Gebets richten.

Andreas Hammer untersucht die Sprachenfrage in der deutschsprachigen geistlichen Literatur (Otfrid von Weissenburg, Martin Luther, Leo Jud) und identifiziert neben der zu erwartenden Gelehrtenpolemik auch verschiedene Spielarten polemischer Kritik, die sich gegen die mündliche volkssprachige Dichtung richten. Hammer zeigt, dass diese Mündlichkeitspolemik letztlich in die gleiche Kerbe schlägt wie die Gelehrtenpolemik, indem sie der Legitimierung der Volkssprache als Schriftsprache zuträgt.

Ein weiterer Aspekt, der bei beiden Tagungen zur Sprache kam, ist, dass sich die verschiedenen Ausprägungen von Konkurrenz- und Konfliktsituationen, die innerhalb des poetischen Systems ausgetragen werden, geradezu zu kleinen ‚Sprengsätzen‘ entwickeln können, die dann wiederum polemische (Anschluss-) Kommunikation provozieren. Insofern scheint Polemik ein Kommunikationsmodus zu sein, von dem ausgehend sich literarische Reihen beschreiben lassen. Dies zeigt Anna Kathrin Bleuler anhand einer Gruppe mittelhochdeutscher Gedichte, in deren Zentrum das lyrische Ich im Entscheidungskonflikt zwischen weltlichem Frauen- und religiösem Gottesdienst steht. Die durchwegs polemisch geführte Auseinandersetzung mit dieser Konfliktsituation bringt eine Textreihe – die sogenannten ‚Minne-Kreuzlieder‘ – hervor, die in dieser spezifischen Ausprägung nicht auf Vorbilder aus der Romania zurückgeht. Dabei wird sichtbar, dass Kunstpolemik in diesen Texten stets auch metapoetische Reflexionspotenziale aufweist, die indirekt auf ästhetische Ideale schließen lassen.

#### 4 Agonalität und Interliterarizität

Aufs Ganze gesehen haben die Vorträge die These erhärtet, dass sich Polemik in der mittelalterlichen volkssprachigen Dichtung, sei sie nun provenzalisch, französisch, deutsch, italienisch oder englisch, vorrangig innerhalb der Koordinaten der je eigenen Sprache vollzieht und sowohl andere Volkssprachen als auch die lateinische Literatur weitgehend außen vor lässt. Dieser Befund ist vor allem auffällig in Bezug auf die Vorbildfunktion des Provenzalischen und Französischen für die Ausbildung der übrigen neuen Literatursprachen des Mittelalters: Die deutschsprachigen Dichtungen etwa – obwohl zumeist stark rezeptiv gegenüber ihren provenzalischen und französischen Quellentexten – geben sich in den Figurationen des Widerstreits, die sie ausbilden, als einer eigenen Tradition zugehörig, die sie sozusagen im selben Atemzug konstituieren. Zwar sind große ‚Neuerungen‘ – wie die drei Gattungen der altfranzösischen Epik (die sogenannten *trois matières*: *matière de Bretagne*, *matière de Rome* und *chanson de geste*, also der bretonische oder Artusroman, der Antikeroman und die christlich-heroische Epik) oder die Minnekanzone (Kanzonenform, ‚hohes‘ Minnever-

hältnis) – den Literaturen der Romania entlehnt, jedoch bilden sich die Texte nicht in getreuer Nachahmung französischer Vorbilder aus, sondern Agonalität erweist sich als der jeweiligen neuen Literatursprache intrinsische Triebfeder für die Kunstproduktion. Die volkssprachigen Autoren wetteifern nicht vorrangig mit ‚klassischen‘ französischen oder lateinischen Vorbildern, sondern mit Texten und Autoren aus den je ‚eigenen‘ Reihen. Dieser Befund zeigt, dass die bis heute verbreitete Vorstellung, wonach die mittelalterlichen Literaturtraditionen im Zeichen einer *imitatio*-Poetik und des Prinzips der mehr oder weniger bedingungslosen Traditionalität und Autoritätsfixierung stehen, nicht länger gelten kann. Zugleich aber zeichnet sich in ihm implizit ein gesetzter Bereich ab – oder: die ‚gläserne Decke‘ des Mittelalters (Friede), gegen die nicht polemisiert wird, nämlich die ‚klassischen‘ Literaturen als solche, unabhängig davon, ob diese lateinisch, französisch, geistlich oder säkular waren. Bedingte Ausnahmen bilden aus der deutschen Literaturgeschichte Otfrid, der mit wenigstens latent polemischer Ambition der antiken wie der spätantik-christlichen Hexameterdichtung eine fränkische Bibelepik zur Seite stellen, wenn nicht überordnen will, und Wolfram mit seinen polemischen Distanzierungen zu Chrétien de Troyes. Auf italienischer Seite wäre Dante zu nennen, der (neben der Referenz auf die Provenzalen in seiner Lyrik und in der *Vita nova*) in seinem Bezug auf lateinische Traditionen insgesamt und auf Vergil im Besonderen systematisch auf überbietende Agonalität setzt, mag sie Vergil gegenüber auch aus der Maske des folgsamen Sohnes und im Zeichen polemischer Amikalität geäußert sein.

Eine weitere Hypothese, die sich im Laufe der beiden Tagungen herauskristallisiert hat, ist, dass Polemik verstärkt in Schwellensituationen und an Übergängen und Umbrüchen aufzutreten scheint, so z. B. zum Zeitpunkt einer vergleichsweise großen Ausdifferenzierung von Diskursen oder auch von Textsorten im Rahmen eines Gattungssystems. Susanne Friede diskutiert diesen Aspekt in Bezug auf die französische Literatur aus dem Zeitraum von 1175 bis 1185 als dem ersten wirklich ‚umkämpften‘ Jahrzehnt der französischen Literaturgeschichte. Nach Friede hat im literarischen Feld Frankreichs zwar bereits vor 1175 eine starke Ausdifferenzierung stattgefunden, jedoch sei diese vordringlich ‚in die Breite‘ gegangen. Im Jahrzehnt von 1175 bis 1185 lässt sich hingegen in mehrfacher Hinsicht eine Ausdifferenzierung ‚in die Tiefe‘ beobachten, die nicht mehr auf der Addition neuer Gattungen (wie z. B. zuvor der Lais oder des antiken Romans) basiert, sondern auf der breiten Basis der vorhandenen Textsorten zu Binnendifferenzierungen führt. Diese qualitativ andersgeartete Ausdifferenzierung hat nach Friede eine verstärkte Konkurrenzsituation erwirkt, die wiederum das Aufkommen von Polemik begünstigt hat.

Um polemische Konstellationen in der Wissenschaft geht es schließlich im Beitrag von Rachel Raumann, der sich mit dem bis heute verbreiteten Klischee auseinandersetzt, wonach die deutschen Bearbeitungen altfranzösischer Dichtungen verglichen mit den Vorlagen einen stärker lehrhaften und moralisierenden Charakter haben. Raumann überprüft dieses Klischee am Beispiel der

Chrétien'schen Artusromane *Yvain* und *Erec et Enide* und deren Adaptionen durch Hartmann von Aue und gelangt zum Ergebnis, dass es der Textanalyse nicht standhält und auf einem falschen Vorurteil beruht.

Abschließend sei betont, dass die hier untersuchte Poesie des Widerstreits ästhetisch und ästhetikgeschichtlich zentrale Phänomene und Prozesse wie die Genese von Autorschafts-, Werk- und Genrebewusstsein zu fassen bringt. Sie dokumentiert nicht nur plastisch die rasche, dynamische Differenzierung und Pluralisierung im Bereich der Produktion, insbesondere für die Zeit um 1200, der sich die meisten Beiträge widmen, sondern lässt zugleich auf eine differenzierte und ambitionierte Rezeptionskultur schließen. Literarische Modelle, Gattungen, aber auch je individuelle Texte und Autoren (letztere eher als Autoritäten, die selbst immer schon mehr ‚textualisiert‘ oder ‚poetisiert‘ sind, als dass sie biographische Subjekte wären) werden rasch und überregional kommuniziert; literarische Kommunikation steht dabei – wie es den Anschein hat – im Zeichen einer agonalen Spannung und Gespanntheit. Die Ambition, die im Widerstreit zwischen Textkulturen, Genres und je individuellen Dichtungen selbst zu fassen ist, mag dabei nicht nur eine Rezeption im Zeichen analoger Streitbarkeit ‚befeuert‘ haben, sondern überhaupt erst oder jedenfalls zugleich in deren agonalen Anforderungen an die Produktion gründen.

Poetischer ‚Widerstreit‘ auf dem Terrain einer kollektiv akzeptierten normativen Tradition, die in sich selbst gerade nicht statisch und unverhandelbar zu denken ist, wäre als prinzipielle ‚Kraft‘ eines traditionsbasierten und dennoch plurizentrischen literarischen Diskurses zu begreifen. Darauf weisen ja schon die im mittelalterlichen Gattungsrepertoire ausgeprägten konkreten Formen des Streitgedichts hin, aber auch universale agonale Dispositive, wie sie die Wissensdisziplin der Dialektik oder die scholastische Argumentationskultur anlegen, verankern und vermitteln. Der vorliegende Band will und kann hier, wie wir hoffen, exemplarisch verschiedenste Perspektiven und Untersuchungsfelder eröffnen, eine Systematisierung bleibt freilich weiterhin Desiderat. Dies gilt auch für eine entsprechend systematische Chronologie zur ‚Poesie des Widerstreits‘: Wir bewegen uns vorwiegend in der Zeit um 1200 und an jenen literaturgeschichtlichen Schwellenzeiten, die neue volkssprachliche Literaturen generieren. Die Beiträge zu Dante, Petrarca und auch Chaucer deuten an, dass sich im 14. Jahrhundert vieles in der da noch ‚jungen‘ italienischen und mittlenglischen Literatur ‚wiederholt‘, was sich in der französisch-provenzalischen und in der deutschen um 1200 ‚ereignete‘, dass dies aber doch unter dem interliterarischen Einfluss dessen geschieht, was aus dem Hochmittelalter nach wie vor präsent ist, und prospektiv darauf, was im Humanismus als neue, systematisch und gelehrt vorgehende Orientierung vor allem am klassischen lateinischen Kanon kommen wird. Namentlich gilt das für Dante und Petrarca, unter dem Einfluss einer jungen italienischen literarischen Renaissance auch für Chaucer. Im Bereich der Bibeldichtung und -übersetzung sowie der poetischen Theorie zeigt sich zugleich

die typische Dialektik und Konstanz mittelalterlich-traditionaler Etablierungs- und Innovationskultur bis in die Frühe Neuzeit.

Was sich in unseren Beispielen streitbar und im Streit ästhetisch ereignet, ist schließlich wie alles Ästhetische immer auch eminent kulturell wirksam: Sei es, dass es eine neue, tendenziell säkulare Diskursmächtigkeit und Diskursmacht erlangt, sei es, dass in der agonalen Aushandlung ästhetischer Modelle auch Verhaltensmodelle, Geschlechterverhältnisse und sozio-politische Interaktionsformen neu konstituiert und kommuniziert werden.